

Susanne Talabardon

DIE NEUE STADT (Jesaja 61,10-63,9)

Ich möchte Sie auf eine Zeitreise mitnehmen.

Sie führt uns nach Jerusalem, in die Heilige Stadt, in das sechste Jahrhundert vor der Zeit. Die Stadt ist klein; ihre verwinkelten Gassen liegen abwechselnd kühl im Schatten und glühend in der südlichen Sonne. Die meisten ihrer Häuser sind winzig, eher einfach gebaut aus den weißen Steinen der Umgebung; sie sind fast alle nach der großen Katastrophe entstanden. In einer elenden Zeit, da niemand wusste, wie das Leben weiter gehen sollte, aber die meisten doch froh waren, den großen Krieg des mächtigen Babylon gegen das kleine Jerusalem irgendwie überlebt zu haben.

Seit einigen Jahrzehnten hatte der persische Großkönig Kyros die babylonische Fremdherrschaft beendet und seine Macht an deren Stelle gesetzt. Seit einigen Jahren kamen die einstigen Aristokraten Judas, die ehemals vermögenden und einflussreichen Familien aus dem fernen mesopotamischen Exil zurück. Erstaunt, weil das Leben in der alten Heimat ohne sie weitergegangen war. Desorientiert, weil in ihren Häusern, auf ihrem Grund und Boden andere Menschen lebten. Die dachten nicht daran, kampflös das Land zu räumen, von dem sie in den vorangegangenen fünfzig Jahren gelebt hatten. Diese Rückkehrer waren anspruchsvoll (manch einer meinte: arrogant), weil sie meinten, alles, was sie in Babylon an Plänen gemacht und an Einsichten gewonnen hatten, einfach so durchsetzen zu können. Als ob Jerusalem und das umgebende Areal all die Jahre unbewohnt gewesen wäre. Als hätte das Land nur darauf gewartet, sich wieder ihrer Führung anzuvertrauen.

Einer dieser Rückkehrer war der namenslose Visionär, dessen Poeme in den hinteren Kapiteln des gewaltigen Sammelwerks Jesaja/ Jescha'ja enthalten sind. Die Flut an Bildern und Emotionen, die sich dort ausbreitet, kündet von Hoffnung und ihrer Enttäuschung, Worte, die versuchen, die hochfliegenden Visionen eines umfassenden Friedens, einer auf's Neue erstrahlenden Stadt Jerusalem mit der kümmerlichen Realität in Einklang zu bringen.

Etwas verunsichert stolpern wir durch die unebenen Straßen. Mal vor Hitze stöhnend, dann wieder vor Kälte schauernd. Und voller Fragen an jenen Dichter, der seine armselige Stadt offenbar immer noch für den Nabel der Welt hielt. Wie konnte er, der doch das große Babylon mit eigenen Augen gesehen hatte, immer noch annehmen, dass sein kleines ohnmächtiges Völkchen zum Fanal der Hoffnung auf Recht und Solidarität für die Welt werden könne? War das verzweifelter Chauvinismus oder nur deplaciertes Gottvertrauen? Was würde er den Menschen des 21. Jahrhunderts zu sagen haben? Oder würde er es schlicht ablehnen, mit uns zu reden? Noch schwieriger: Was, wenn er seinerseits Fragen stellen würde? Nach dem

weiteren Schicksal seiner Stadt oder seines Volkes? Dürfte man ihm antworten? Würde er seine Poeme gar verbrennen, so dass wir nie etwas von ihnen erführen?

Zaghaft stoßen wir eine windschiefe Tür auf, die man uns als Eingang seines Hauses gewiesen hatte. Halbdunkel umfängt uns und ein Geruch, in dem so manches zusammen kommt. Aus einer Ecke tönt eine brüchige, unwillige Stimme: Was wollt ihr?

Wir möchten mit Ihnen über eine Ihrer Dichtungen sprechen. – Schweigen.

Warum? kommt es schließlich aus der Ecke.

Wir würden gern verstehen, warum Sie Ihre Stadt für etwas derart Besonderes halten.

Wozu?

Weil die Leute in der Stadt, aus der wir kommen, gern verstehen würden, warum Ihnen Ihre Stadt so wichtig ist. Außerdem haben wir bei unserem Rundgang durch Jerusalem nichts von dem entdeckt, was Sie in Ihrem Gedicht beschrieben haben.

Das ist es ja gerade, knurrte es aus der Ecke. Außerdem haben Sie meinen Text nicht genau gelesen. Ich habe mit keinem Wort geschrieben, dass man das Neue schon sähe. Ich habe nur gesagt, dass man es sehen *könnte*, wenn Rechtschaffenheit nicht nur eingefordert, sondern auch geübt würde. Haben Sie vielleicht das Wörtchen „dann“ in meinen Zeilen übersehen? Und überhaupt: woher kommen Sie eigentlich?

Naja, aus Bamberg. Die Stadt kennen Sie wahrscheinlich nicht.

Nein, noch nie davon gehört. Und wie kommen Sie an meine Texte?

Nun, Sie und Ihre Poeme sind immer noch recht bekannt in manchen Kreisen. Aber es ist für uns nicht einfach, etwas damit anzufangen. Wissen Sie, wir wohnen weit weg von Jerusalem.

Der Mann in der Ecke räusperte sich – wohl hin und her gerissen zwischen Autorenstolz und Irritation.

Gibt es denn keine Visionen, die Ihre Heimatstadt betreffen?, fragte er schließlich. Lesen Sie doch die.

Nein, so etwas haben wir nicht, geben wir zu. Jedenfalls nichts dauerndes, nichts, was über den Kommunalwahlkampf hinaus reicht. Außerdem haben Ihre Gedichte einen besonderen Stellenwert. Sie stehen in der Bibel.

In der Bibel?

In deren zweiten Teil, antworten wir beflissen.

Ach, du lieber Himmel, murmelt es aus der Ecke. Davon wusste ich nichts.

Können Sie auch nicht, beeilen wir uns zu versichern, die Entscheidung liegt noch in der Zukunft. Aber würden Sie uns nun bitte erklären, warum Sie ernsthaft annehmen, Ihre

Heimatstadt könnte zu einem Hort der Gerechtigkeit werden? Das hätten wir nämlich zu Hause auch gern.

Nun, die Leute bei uns haben Hunger und verlieren dabei das Wesentliche aus den Augen. Sie fühlen sich fremd in der eigenen Stadt und glauben, dass früher alles besser war. Ich wollte ihnen Hoffnung geben, damit sie nicht immer mit ihren Augen am Straßenpflaster kleben. Der Tempel wird wieder errichtet, aber die Leute sagen, der alte war viel prächtiger. Manche sagen, man sollte das Geld lieber in die Sozialfürsorge stecken, als in einen so hässlichen kleinen Sakralbau. Die Menschen verstehen nicht, dass sie außer Land und Brot auch ein heiliges Zentrum brauchen, zu dem sie hinaufschauen können.

Wissen Sie, wenden wir vorsichtig ein, bei uns würden die meisten Leute genauso denken. Erst Arbeit und Wohlstand, dann Prestigebauten. In den Tempel geht eh nur eine ganz kleine Minderheit. Und das Zentrum unserer Stadt bildet er auch nicht.

Was wäre denn das Zentrum Ihrer Stadt? Erkundigt sich die Stimme aus der Ecke.

- - - Eigenartige Frage, denken wir. Schwer zu sagen, ist denn das Stadtzentrum das Zentrum unserer Stadt? Angesichts unserer stummen Ratlosigkeit hakt unser Gesprächspartner nach: Vielleicht ist ja Ihre Stadt zu klein, um ein Zentrum zu haben. Oder um Zentrum zu sein. Was wäre denn das Zentrum Ihres Landes? Wohin schauen Sie auf?

Nun, sagen wir zögernd, wir haben schon eine Hauptstadt, aber zu deren Zentrum schauen wir nicht auf. Eigentlich schauen wir zu gar keinem Zentrum auf. Wir wissen nicht einmal, ob wir überhaupt zu etwas aufschauen.

Nicht? Fragt es erstaunt zurück. Dann weiß ich nicht, wie ich Ihnen meine Poeme erklären soll. Ich hätte Ihnen nämlich sonst gesagt, dass man eine Suppenküche nicht gegen einen Tempel ausspielen darf. Schließlich leben wir auf der Erde und unter dem Himmel, oder von der Erde und auf den Himmel zu. Und in der Mitte. Und von der Mitte. In der Mitte strahlt das Heilige, dem wir entsprechen möchten, damit es uns ergreift. Das fühlt sich dann an wie eine Hochzeit. Braut und Bräutigam kommen in der Mitte zusammen.

Das Problem ist, unterbrechen wir den Visionär, wir verstehen nicht, was Sie mit Heiligkeit meinen. Und mit dem Zentrum ist es auch so eine Sache: Wenn jeder von sich behauptet, im Zentrum zu sein, dann wirkt das irgendwie lächerlich.

Was ich mit Heiligkeit meine?? Verwundert sich die Stimme aus der Ecke. Das liegt doch auf der Hand: Respekt und Reinheit, die Anerkennung von Grenzen, eine Ordnung, die die Leute miteinander leben lässt. Etwas, das mich umgreift und übersteigt, sodass ich Furcht und Sehnsucht empfinde.

Ordnung haben wir auch, merken wir an, aber wir empfinden sie nicht als heilig. Insgesamt sind wir recht sauber, aber Reinheit – das ist etwas für die Waschmittelwerbung.

Mir scheint, Sie leben in einer ziemlich nüchternen Zeit.

Kommt drauf an, sagen wir. Die Leute haben schon ihre Emotionen, sie haben ihre Helden, zu denen sie aufschauen: Musiker, Dichter, Rennfahrer. Manche von uns engagieren sich leidenschaftlich für alles Mögliche, aber ein gemeinsames Zentrum haben wir nicht. Und nach

Heiligkeit streben wir schon gar nicht. Wissen Sie, fast immer, wenn unser Volk allzu gemeinsam nach einer vermeintlich heiligen Sache strebte, kam etwas Furchtbares dabei heraus.

Was denn? Fragte es aus der Ecke.

Meistens Krieg, sagten wir. Wir sind nie gut damit gefahren, uns für etwas Besonderes zu halten. Oder für das Zentrum der Welt.

Vielleicht ist Ihr Volk einfach zu mächtig dafür, meinte der Visionär. Wenn sich die Starken für etwas Besonders halten, dann ist das eher banal. Und gefährlich. Wenn aber ein ganz kleines Volk sich in seiner Ohnmacht für das Zentrum der Welt hält, dann ist das überlebenswichtig. Jeder von uns weiß, wie klein Jerusalem ist. Jeder von uns weiß, dass wir auf der Bühne der Welt nichts zu melden haben. Ich hoffe aber, dass wir etwas zu geben haben, etwas zeigen können: unser neues Jerusalem. Unser kleines heiliges Zentrum, in dem sich Himmel und Erde küssen. Wo es den Tempel gibt, und wo die Leute, die das Land bebauen, auch von seinen Erträgen leben.

Wie wollen Sie das denn durchsetzen, fragen wir zweifelnd. Dass jeder von seiner Hände Arbeit leben kann, das hätten wir auch gern in unserer Stadt.

Sie stellen die falsche Frage, moniert der Visionär. Die Frage ist nicht, was ich durchsetzen kann, sondern was uns gemeinsam wichtig ist. Deswegen habe ich ja auch angekündigt, solange nicht zu schweigen, bis allen klar wird, was es heißt, Jerusalem zum Zentrum werden zu lassen. Ich bin der Wächter der Stadt, nicht die Stadtverwaltung. Die Stadtverwaltung wird sowieso nichts tun, solange man sie nichts tun lässt. Erst wenn sich alle als Wächter der Stadt begreifen, dann werden wir keine Stadtverwaltung mehr brauchen. Dann gibt es auch nichts mehr durchzusetzen. Dann geschieht das Nötige, verstehen Sie: es geschieht einfach.

Jaja, lächeln wir still in uns hinein, so haben wir in unserer Jugend auch mal gedacht.

Lächeln Sie nicht so überlegen, empört sich der Dichter. Sie kultivieren Ihre Nüchternheit und halten sich etwas auf Ihre Sachlichkeit zugute und dann kommen Sie daher und sagen, Sie hätten auch gern etwas Wunderschönes, das Ihren Alltag übersteigt und bezaubert, wüssten aber nicht, wer es Ihnen durchsetzen soll. Sie können doch nicht gleichzeitig ein Wunder fordern und nicht daran glauben! Sie können sich doch nicht gleichzeitig nach Bedeutung sehnen und sich weigern, das Heilige bei sich zuzulassen.

Wir schweigen, halb beschämt, halb trotzig. Was weiß der denn schon?! Und was wissen wir?

Vielleicht könnten Sie einmal damit beginnen, sich einen Namen für Ihre Stadt zu überlegen, klingt es etwas versöhnlicher aus der Ecke.

Einen Namen?! Verwundern wir uns, aber unsere Stadt hat doch schon einen!

Einen neuen Namen für Ihre Stadt. Einen Namen für Ihre neue Stadt, erklärt der Dichter geduldig. Damit könnten Sie anfangen. Ich meine, Sie sollten darüber nachdenken, was Ihnen wirklich wichtig ist, wenn Sie „meine Stadt“ denken. Wenn die Braut – die neue Stadt – und ihr Volk – der Bräutigam – zusammenkommen, dann überlegen sie sich halt einen Namen für ihr Kind.

Wir würden uns mit einem solchen Projekt bei uns zu Hause lächerlich machen, wenden wir ein. Heutzutage geht man da anders vor.

Und wie? fragt es aus der Ecke.

Nun, man gründet eine Bürgerinitiative, einen Verein. Und dann baut man einen Abenteuerspielplatz. Oder man gründet eine Privatschule.

Und die sind dann das Zentrum der ganzen Stadt?!

Nein, sicher nicht, sagen wir.

Sie denken eben viel zu klein, beschwert sich der Dichter. Sie denken nicht: unsere Stadt, Sie denken: mein Sohn oder meine Tochter! Und dann ärgern Sie sich, dass Ihre Kinder in einer Welt aufwachsen, in der es so ungerecht zugeht und keiner auf den anderen Rücksicht nimmt. Gründen Sie einen Verein, der einen neuen Namen für Ihre Stadt sucht. Und haben Sie nicht schon Angst vor dem Urteil der anderen, bevor Sie überhaupt etwas versucht haben!

Wissen Sie, sagen wir kleinlaut, die schönsten Namen, die eine Stadt haben könnte, haben Sie uns sowieso schon weg-erfunden: „Sehne mich nach ihr“, „Vermählte“, „Erstrebte“ – so etwas möchten wir auch.

Bitte sehr, kommt es freundlich aus der Ecke, ich schenke Sie ihnen. Wir teilen uns diese Namen. Nehmen Sie sie nur mit nach Hause und machen Sie das Beste daraus!

Das ist ein Abschied. Wir nehmen die Namen entgegen und stolpern hinaus ins grelle Sonnenlicht. Wir halten die Namen in unseren Händen geborgen und begeben uns auf den Heimweg.